

Muttersprache

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herm. Kiegel. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

43. Jahrgang, Heft 6

Berlin

Brachet / Juni 1928

Inhalt: Stil. Von Geheimrat Prof. Dr. phil. Dr. jur. eh. Otto Behagel. — Ein deutsches Buch. Von Prof. Dr. Fritz Köpfer. — Zur Wortstellung. Von Prof. Dr. Walter Reichelt. — Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls. — Bücherschau. — Zeitungsschau. — Aus den Zweigvereinen. — Briefkasten. — Geschäftlicher Teil.

(Nachdruck mit Quellenangabe gestattet)

Stil

Es ist wohl vielen unserer Leser bekannt, daß Gustav Roethe, der kürzlich verstorbene Berliner Germanist, ein entschiedener Gegner des Deutschen Sprachvereins gewesen ist. Wie es scheint, hat er sich über die Gründe seines Verhaltens nicht öffentlich ausgesprochen. Wenigstens sah sich Julius Peterfen, als er seinen schönen Nachruf auf Roethe schrieb, auf Vermutungen angewiesen. Er meint, Roethe habe von der Tätigkeit des Sprachvereins eine Gefahr für die humanistische Bildung befürchtet. Danach ist ein Schüler Roethes auf den Plan getreten, Wolfgang Stammeler in Greifswald (J. Zeitschr. 1927 Sp. 302f.), und hat eine andere Erklärung gebracht. Daß er sie aus dem Munde seines Meisters selbst gehört habe, möchte ich stark bezweifeln; man sollte denken, daß sonst diese Ansicht Peterfen nicht unbekannt geblieben wäre, der jahrelang neben Roethe gewirkt hat. Nach Stammeler hätte Roethe, kurz gesagt, so geurteilt: Stil könne man nicht lehren, also sei der Sprachverein ein Unsinn. Da haben wir's. Hervorragende Gelehrte der Vergangenheit — sie sind von Streicher an der oben angegebenen Stelle genannt — sie haben einem Trugbild nachgejagt. Eine ganze Anzahl von Gelehrten der Gegenwart, die auch nicht gerade aus einem Heim für Schwachsinnige entsprungen sind, müssen kummervoll sehen, wie ihre Felle dahinschwimmen; sie haben ihre Arbeit für ein Nichts eingesetzt.

Nun, ich fürchte, Stammeler hat sich die Sache doch nicht sorgfältig genug überlegt, hat sich vielleicht auch nicht genügend mit dem Wesen des Sprachvereins vertraut gemacht. Erhebt unser Verein wirklich den Anspruch, Stil zu lehren? und was heißt denn Stil? Stammelers Anschauung ist offenbar die, daß Stil etwas sei, was die Natur dem Menschen in die Wiege lege, etwas, was der Ausdruck seiner Persönlichkeit sei, und so wenig man Persönlichkeit lehren könne, so wenig könne man Stil lehren oder lernen.

Wollte Stammeler sein Wort Stil in echtem Deutsch wiedergeben, so würde sich ihm vielleicht Schreibart oder Schreibweise darbieten. Aber er würde damit wohl nicht zufrieden sein, sondern empfinden, daß etwas fehlt: er würde vielleicht von eigener, von persönlicher Schreibweise sprechen. Der Stil, von dem Stammeler redet, ist eigener, persönlicher Stil. Stil in diesem Sinne zu lehren, daran hat der Sprachverein nicht gedacht. Aber guten Stil zu lehren, das ist sein Wunsch und ist eine Aufgabe, des Schweißes der Edeln wert. Stammeler redet also am Sprachverein vorbei.

In dieser Verwendung des Wortes Stil für sich allein steckt eine Eigentümlichkeit der deutschen, wie anderer neuerer Sprachen. Wir haben zahlreiche Wörter, die für sich allein gewöhnlich eine unvollständige Vorstellung ausdrücken. Man kann nicht von jemand aussagen, er habe Eigenschaften; es müssen gute, schlechte, sonderbare Eigenschaften genannt werden. Ein Stoff hat nicht einfach eine Qualität, sondern ist von guter, von geringer Qualität. Aber manche derartige Wörter können doch seltsamerweise auch für sich allein auftreten in der Art, daß wir die eigentlich erforderlichen Ergänzungen im Geiste hinzufügen, ohne daß ihr Aussprechen notwendig wird. Und zwar sind es durchweg hervorhebende, aussondernde, steigernde Bestimmungen, die so unterdrückt werden können. Wir sprechen von Qualitätsware und meinen Ware von guter Qualität, wir sprechen auch von qualifizierter Majorität. Der Arzt berichtet, daß der Kranke Temperatur habe, d. h. erhöhte Temperatur. Ein Pferd hat Klasse und Rasse. Jemand ist ein Mann von Stand, von Rang; in Freytags »Soll und Haben« fragt Lenore den armen Anton: ich denke, Sie sind von Familie. Jemand hat Format, Charakter, Temperament, Manieren, er ist ein Kerl. Die Dame ist in Toilette, sie hat Geschmack, sie macht ihrem Tänzer Augen, und dem jungen Mädchen wird gesagt: benimm dich! Der Norddeutsche erwartet, daß es zum Schluß der Mahlzeit eine Speise, d. h. eine süße Speise gibt¹⁾.

In derselben Weise nun heißt: er hat Stil soviel wie: er hat eigenen, persönlichen Stil.

Man hat sich über die Entstehung dieser Ausdrucksweise den Kopf zerbrochen, und doch ist die Sache ganz einfach. So lange sich eine Erscheinung nicht über das Gewöhnliche erhebt, nicht aus der Ruhelage heraustritt, kommt sie uns kaum zum Bewußtsein, also auch kaum zur Benennung; wir erfassen ihren vollen Begriff erst, wenn sie über das übliche Maß hinausgeht.

Die Probe auf die Richtigkeit dieser Auffassung ergibt sich aus der Tatsache, daß auch das Umgekehrte vorkommt. Wenn eine Erscheinung unter den gewöhnlichen Zustand hinabsinkt, wenn eine Verschlechterung eintritt, so wird das geradezu als eine Aufhebung des Grundzustands empfunden; das Schlechte wird durch die Ver-

¹⁾ Vgl. Hauzer, Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Pädagogik 1927, 3: »Man spricht von gutem und schlechtem Geschmack, von gutem und schlechtem Charakter. Wenn wir aber von beiden schlechthin sprechen, meinen wir ihre guten, wertvollen Formen.«

Deutsches
Seminar

neinung ausgedrückt: das ist keine Art, kein Benehmen, ein Zustand; er hat keinen Charakter, kein Temperament. Und so wird weiterhin die schlechte Art zur Unart, das schlechte Kraut zum Unkraut; jemand ist unmanierlich, temperamentlos.

Ich habe bis jetzt stillschweigend angenommen, die Behauptung Stammlers sei richtig, daß man Stil nicht lehren oder lernen könne. Aber der Satz ist keineswegs allgemeingültig. In einer bekannten Stelle seiner Streitschriften hat Lessing zugegeben, daß das Theater seinen Stil möge verdorben haben; er hat sich also bis zu einem gewissen Grade in seinen Stil erst hineingefunden. Eine Durchsicht seiner Briefe bestätigt diese Auffassung. Und wenn jemand im Zweifelsfall statt des deutschen Wortes das fremde wählt, so macht das einen Teil seines Stils aus. Wenn da nun der Sprachverein mahnend eingreift, wenn der Betroffene Besserung gelobt und sie wirklich durchführt, so hat der Sprachverein tatsächlich Stil gelehrt, was jeder anerkennen mußte, der den Dingen nicht voreingenommen gegenübersteht.

Gießen

Otto Behaghel

Ein deutsches Buch

Ein Buch, das ich mit Bollbedacht ein deutsches Buch nenne, will ich heute den Freunden einer guten, sinnkräftigen, fremdwortfreien Muttersprache empfehlen: es ist Heinrich Bierordts »Buch meines Lebens«¹⁾. Von seiner gegenständlichen Dichtung war bei seinem siebenzigsten Geburtstag in der Zeitschrift kurz die Rede (1925 Sp. 306f.). Nun ist es ein Buch der Erinnerungen, das auf mehr denn 350 Seiten ein reiches Leben vorbeiziehen läßt, ein Leben reich an Freundschaft der Besten. Frisch und fesselnd erzählt Bierordt von seinen Begegnungen mit Bismarck, Napoleon III. und anderen geschichtlichen Persönlichkeiten, von berühmten Hochschullehrern wie Treitschke, Runo Fischer, Ernst Häckel; der Gönner deutscher Dichter, Großherzog Karl Alexander von Weimar, wird tagebuchtreu belebt; Liszt, Richard Wagner, Böcklin sind Bierordts Gäste gewesen. Vor allem aber sind es die Dichtere Freundschaften, die das Buch der Erinnerungen für uns wertvoll machen. Aus der Fülle der Namen nur einige: Ludwig Fulda, Georg Ebers, Bertold Auerbach, Geibel, Rittershaus, Gottfried Kinkel, Bodenstedt, Freytag, Roquette, Schönaich-Carolath, Paul Heyse, Graf Schaaf, Wilhelm Raabe. Der Familie Freiligrath ist ein bedeutsamer Abschnitt gewidmet. Von Penau erfahren wir manches, das seine Wesensart blickartig beleuchtet. Von Scheffel wird man fortan kein abgeschlossenes Bild haben, wenn man nicht die lebenswahre, auf genauester Kenntnis beruhende Schilderung seines ehrlichen Freundes Bierordt mit zugrunde legt.

Aber nicht nur des sachlichen Gehalts wegen weise ich nachdrücklich auf dies Buch hin, sondern auch der Sprache wegen. Bierordt spricht sinnfällig von der »proflastenschweren« Eitelkeit gewisser Hochschulgrößen, von »erzittiriger« Schamlosigkeit; »leuchtugelprächtig« rollen Fischers Vorträge über Kant dahin, er ergeht sich in »stachelrednerischem Gallenspott« gegen Richard Wagner.

¹⁾ Verlag Greiner und Pfeifer, Stuttgart 1925. 358 S. Geb. 11 RM.

Mit »Pflugradaugen« blüht Bismarck einen Zwischentrufer nieder. Solche sinnlichen, wirksamen Zusammenhänge liebt Bierordt, wie des ersten Ruhmes »Morgensonnenglanz«. Er spricht von »kunstrichternden Skotzperlingen«.

Daß die fremden Wasch- und Schwammwörter dem Dichter nicht genügen, ist klar. »Beeindrucken« ist eines seiner Lieblingswörter, ebenso er »trinkspruchte«. »Stadtgemeindlich« sagt Bierordt und »rückschrittlich«, wofür der Durchschnittsschriftsteller fremde Anleihen macht. Es ist ein Ruhm, den man nicht vielen Büchern zugestehen kann, daß darin kein einziges Fremdwort enthalten ist. Beizender Wit, Lichtbildnerie, Kleiderablage, Schrifttum heißt es. Bismarck wird ein »umfassender Großgeist« genannt. Auch für das Soldatenleben braucht der Dichter nur deutsche Ausdrücke: Freiburg ist der »Standort« der Truppen, König Wilhelm reitet die »Schaufseite der Truppen« entlang, die Soldaten beziehen »Beiwacht« und sammeln sich zu »Nachtverles« und Abendgebet, dem Generalfeldmarschall von Manteuffel ist sein Sohn als »Begleitoffizier« beigegeben, es finden die »Kaiserherbstübungen« statt, alles rüstet sich zur »Einfagerung«, das Regiment wurde an einen bestimmten Ort »befehligt«, Runo Fischer ist der berühmte Lehrer der »Weltweisheit«, die Juristen heißen die »Rechtsbesessenen«, das Theater scheidet »Raumkünstler«, der Dichter hat Duzbrüderschaft geschlossen mit dem späteren »Großwundarzt« Czerny, der junge Fulda war ein Mann mit edel-semitischer »Präge«, die Leichenseier des großen Rechtslehrers Bluntschli trug ein »zwischenböllisches« Gepräge, der ehemalige Hofmarschall der Königin Friederike von Schweden bewohnte ein stattliches Altkarlsruher »Edelbürgerhaus«. Daß Bierordt auch regelmäßig »Jänner« und »Belänge« (als Mehrzahlform) sagt, versteht sich von selbst.

Die Beispiele mögen ein Bild geben von der sorgsam Wortwahl des Dichters, von dem Eduard Engel in seiner Literaturgeschichte feststellt: »Es gibt wenig neudeutsche Dichter mit so reicher Wortschöpfung wie Bierordt, und seine Sprachgebilde erzeugen das Gefühl der Selbstverständlichkeit nach einiger Überraschung.« Die Dichter sind die geborenen Sprachschöpfer. Bierordt ist ihrer einer. Möge sein sprachbewußtes Vorbild Nachahmung wecken!

Einige Stellen aus Bierordts Erinnerungen darf ich noch anführen. Es geht uns vom Sprachverein an, wenn der Siebzigjährige feststellt:

»Auch das deutsche Selbstbewußtsein hat sich glücklicherweise in dieser Zeit gekräftigt, wenn auch hierin noch manches zu wünschen übrigbleibt. Die Überschätzung des Franzosentums, wohl ein letzter Abganz des achtzehnten Jahrhunderts oder der in Süddeutschland besonders tief einschneidenden Rheinbundzeit, war allgemein. Was nicht aus Paris, womöglich von einer dortigen Weltausstellung, eingeführt war, hatte keine rechte Geltung.

In bürgerlichen Kreisen redeten die Frauen sich allgemein mit »Madame« an. Die »Madame Schmidt«, die »Madame Bernikan« sowie zahllose sonstige Madamen sind mir lebhaft in Erinnerung. Die Französelei nahm einen solchen Umfang an, daß ein Bekannter meines Vaters sich beschwerend darüber äußerte, in Baden-Baden von den Kellnern unaufmerksam bedient worden zu sein, weil er nicht französisch »parliert« habe. So weit vergaß sich die deutsche Würdelosigkeit. Kein Wunder, daß die volkstolzen Franzosen die Deutschen verachteten.«